Zeitschrift: Helvetische Militärzeitschrift
Band: 10 (1843)

Artikel: Kriegsgeschichte : Fragmente aus dem siebenjährigen Krieg
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-91664

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Herr Commandant Fäsi.
„ Oberstlieutenant Escher.
„ Stabsoberlieutenant Ott.

Hierauf entließ der Herr Präsident die Versammlung, da keine Zeit mehr zur Anhörung der von ihm angekündigten Vorträge übrig blieb.

Beim nachfolgenden fröhlichen Mahle zeigte sich eine seit mehreren Jahren bei diesem Verein vermißte allgemeine Heiterkeit.

Kriegsgeschichte.

Fragmente aus dem siebenjährigen Krieg.

III. Nach dem Gefecht von Lowosiz brach Brown in der Nacht vom 1. zum 2. October aus seinem Lager auf und marschirte den Weg, den er hergekommen, zurück. Am 2. Abends war die Eger wieder passirt, und die österreichische Armee stand in ihrem alten Lager bei Budin. Die Preußen besetzten noch am 1. Sulowiz. Am 2. schob Friedrich eine starke Abtheilung unter dem Herzog v. Bevern rechts vor bis Tshischkowiz; ihre Recognitionspatrullen konnten den Uebergang der Oesterreicher über die Eger beobachten. Nun lagen beide Armeen mehrere Tage lang stille einander gegenüber.

In dieser Zeit war von Tag zu Tag der Nothstand der sächsischen Armee im Pirnaerlager gestiegen. Die Rationen der Mannschaft wurden bis zur Hungereur reducirt; die Pferde der Cavallerie mußten zum Theil geschlachtet werden;

auch für sie gieng das Futter aus. Die Sachsen glaubten sich aufs höchste noch bis gegen die Mitte des Octobers halten zu können. Als letztes Rettungsmittel war schon früher ein Ausfall beschlossen. Aber die entfernte Möglichkeit seines Gelingens kann nur auf eine ernstliche Mitwirkung der Oesterreicher gestützt werden. — Feldmarschall Rutowski commandirte die Sachsen; einer der zahllosen natürlichen Söhne des vorigen Königs von Polen; übrigens ein tüchtiger Soldat. Von störendem Einfluß auf das Verfahren des Feldmarschalls war allein die Nähe des schwachen Königs und des erbärmlichen Ministers Brühl.

Nachdem man sich mit Brown bei seiner näheren Herankunft in stetigere Verbindung gesetzt hatte, wurde vorläufig beschlossen, daß der Versuch eines Durchbruchs der Sachsen nach dem rechten Elbufer hin gemacht werden sollte. Man fürchtete die Schwierigkeit des Terrains weniger, als die Seite, wo der Feind mit stärkern Kräften stand, und dieß war allerdings die des linken Elbufers. Zu diesem Durchbruch sollten die Oesterreicher aber die Hand bieten. Schon am 22. September erklärte jedoch Brown, er könne vor dem 10. oder 12. October, wegen bis dahin mangelnder Ausrüstung und Verstärkung, nichts thun. Später kam man überein, daß die Sachsen am 11. October über die Elbe zu kommen suchen sollten, wo die Oesterreicher dann in der Nähe des Uebergangspunktes warten würden.

Die Frage ist nun nicht unwichtig, ob die Oesterreicher vom 1.—7. oder 8. October wirklich noch weitere Verstärkungen erhalten haben oder nicht. Es ist aber sehr wahrscheinlich; einmal der Natur der Sache nach (successives Anrücken der Verstärkungen), dann auch nach Browns eigener Berechnung. Man darf also annehmen, daß, die Verluste vom Gefecht von Lowosiz mit 3000 Mann abgezogen, sich bis zum 8. October die österreichische Armee wieder im Stand von wohl 36,000 Mann befunden hat. Doch

verlangte Brown von den Sachsen, den verabredeten Termin bis zum 15. October zu verlängern, weil er auf „noch weitere Renforts“ warte. Aber die Antwort erklärte die Unmöglichkeit, länger als bis zum 12. October sich halten zu können, und so blieb es denn beim ersten Datum der Verabredung.

Es war rauhes, regnichtes Herbstwetter eingetreten. Am 8. oder 9. October bricht eine Colonne von 8000 Mann Infanterie mit 800 Pferden, ohne Canonen und Zelte, aus dem Lager von Budin auf; an ihre Spitze stellt sich der Feldmarschall Brown. Die übrigen Truppen oder die Armee blieb unter Graf Luchesi, General der Cavallerie, im Lager. Man kann annehmen, daß diese Masse noch 27,000 Mann zählte oder um ein Viertel stärker war, als die nach dem Lowosizertreffen auf 21,000 Mann reducirte Armee des Königs. — Still geschah der Aufbruch dieses Detachements. Es marschirte auf Raudniz, passirt die Elbe, geht vorwärts durch das Flachland, betritt bei Kamenz das Bergland, marschirt bis Rumburg. Auf dem ganzen Weg läßt Brown durch leichte Truppen längs dem rechten Elbufer streifen, und dasselbe von einzelnen Posten der Preußen säubern, oder diese wenigstens ans Wasser hindrängen. — Wirklich erfuhr man im preußischen Lager bei Lowosiz auch erst am 10. October etwas von dem Marsch dieser Abtheilung, also zu der Zeit, wo diese schon bis auf die Höhe von Rumburg gegangen war. (Von Budin, über Raudniz, Kamenz, bis Rumburg, sind es 12 Stunden.) Von Rumburg marschirte am 11. Brown bis Lichtenhain, etwa 1½ Stunden von Schandau, 3 vom Königsstein.

Vom Pirnaer Lager bis zum Königsstein, und mit diesem, besaßen die Sachsen das linke Elbufer: eine Strecke von etwa 2 Stunden. Aber das rechte war von der Höhe von Pirna bis Schandau durch die Preußen mit Infanterie und Artillerie besetzt, indem diese alle Wege,

welche sich zwischen hohen und felsigen Bergköpfen defilé-artig nach dem Land hinausziehen, verhauen, zum Theil auch verschanzt, und die Aufwürfe mit Artillerie garnirt hatten. — Unter den möglichen Uebergangspunkten für die Sachsen ergab sich als der beste der am Fuß des Königssteins unter den Canonen dieses Felsenforts. Drüben war beim Dorf Ebenheid eine kleine Ebene; aber diese war, wie das Stück Terrain um den Königsstein, an den Fuß einer dominirenden steilen Anhöhe, den Lilienstein, gelehnt, den die Preußen besetzt hatten. — Die ersten hölzernen Pontons wurden von Pirna aus die Elbe heraufgeschafft. Das Artilleriefeuer der Preußen verjagte die feigen Schiffer; die Pontons trieben abwärts. Diese schweren hölzernen Gefässe liessen sich zu Land nicht nach dem Uebergangspunkt schaffen. Noch gab es alte blecherne in Pirna; die mußten zum Theil erst reparirt werden. So konnte der Brückenschlag nicht mehr am 11. statt finden, und die Sachsen sandten Nachricht an Brown, sie müssen den Uebergang um 24 Stunden verschieben. Als Zeichen für die Ausführung, den Beginn des Uebergangs, sollte ein Canonenschuß dienen. — Da wurde das Wetter fürchterlich. Der Regen goß in Strömen. Aber die Sachsen hielten ihr Wort. In der Nacht vom 12. zum 13. war die Pontonbrücke fertig. Den Canonenschuß vom Königsstein verschlang der Sturm. Den ganzen Tag, die ganze Nacht, stand die sächsische Armee unterm Gewehr. Am frühesten Morgen des 13. begann das Defiliren. — Aber die Ereignisse des vorigen Tages hatten die Preußen zur Genüge aufmerksam gemacht. Erst sind 7 Bataillone über die Brücke, als der Feind in mehreren Colonnen ins Lager dringt. Es entsteht ein Gefecht mit der sächsischen Arriergarde. Doch kommen die meisten Bataillone, es kommt die Cavallerie mit den übrigen Pferden noch glücklich herüber. Aber die Arriergarde wird nach vierstündiger Gegenwehr überwältigt. Die andern Truppen hatten im

Schrecken die Elbbrücke gleich hinter sich abgebrochen, und so wurden mit der Arriergarde auch alle Geschütze und die übrigen Heerwagen eine Beute der Preußen. — Das sächsische Heer stand nun auf dem rechten Ufer der Elbe, im Thalgrund von Ebenheid, eingeschlossen von hohen Bergen, überragt vom Felsen Lilienstein. Der Platz ist zu eng, um sich zu formiren. Da legen sich die ermatteten Sachsen, denen der Regen selbst die Munition in der Tasche verdorben hat, die ihrer Canonen beraubt sind, die seit 24 Stunden nicht geruht, keinen Bissen mehr zu sich genommen haben, in stiller Verzweiflung im Koth nieder; denn von den ersehnten Oesterreichern zeigt sich keine Spur; Brown wartet auf das Zeichen. Und seine Lage ist eben so traurig. Ohne Zelte liegen die Oesterreicher nun auch bei diesem Unwetter unter freiem Himmel; auch sie ohne Geschütz; natürlich in steter banger Sorge ihrer eigenen Sicherheit wegen. Brown für seine Person ist krank, und zwar schon seit einiger Zeit; doch theilt er alle Mühseligkeiten mit seinen Soldaten. In der Nacht vom 12. zum 13. überwältigt ihn Schlaf, Mattigkeit und Krankheit im Stehen; er sinkt ohnmächtig um. Ihre eigene Noth vergessend drängen sich seine Soldaten um ihn, die Croaten spreiten ihre Mäntel unter ihm aus, Andere decken ihm mit den ihren zu. Brown war ein Soldatenvater; seine Liebe ward ihm hier vergolten.

Der Abend des 13. Octobers sank über die Sachsen herein. Von Stunde zu Stunde hatten sie auf das Erscheinen Browns gehofft. Ohnedem glaubt Rutowski seinen Leuten einige Ruhe gönnen zu müssen. — Brown schrieb am 13. dem sächsischen Feldmarschall, „noch wolle er warten bis Morgen.“ Der Brief gelangte nicht an seinen Ort. So harrten die unglücklichen Sachsen die Nothnacht vom 13. zum 14. durch. Die ganze Zeit über hörten sie in den rings umgebenden Wäldern Holz fällen. Rutowski zweifelt nicht, daß der Verhau, der seinen einzigen Weg aus der

Thalmündung von Ebenheid, den Paß nach Waltersdorf, am Lilienstein vorbei, verschloß, nun bis zur Undurchdringlichkeit werde verstärkt werden. — Als der Regenmorgen des 14. Octobers dämmerte, bekam Rutowski die Meldung, wie der Waltersdorferverhau mit 20 Canonen besetzt und mit 10 bis 12 Bataillonen verstärkt worden sei, wie sich gegen Schandau hin die feindlichen Truppen bedeutend vermehrt hätten. Seine armen Soldaten standen und lagen, zitternd vor Kälte und Nässe, stöhnend vor Hunger (am 11. waren die letzten Rationen ausgetheilt worden) um ihn her. — Das wackere sächsische Heer, das, seit es stehende Heere gab, einen guten Namen, eine ausgezeichnete Kriegsehre sich erworben und bewahrt hatte, glich einer Heerde vertriebener unglücklicher Auswanderer eher, als einem Heere Soldaten. Die äußerste Noth gebot das Aeußerste: den Versuch zu einer möglichst ehrenvollen Capitulation. Der sächsische Officier, zu Winterfeld abgeschickt, wurde von diesem frei durchs ganze preußische Lager von Posten zu Posten, von Batterie zu Batterie geführt: „Sagen Sie Ihrem General, was Sie gesehen haben und fragen Sie ihn, ob er sich noch durchschlagen, oder unter jeder Bedingung an den König von Preußen ergeben wolle?“

Am 14. October Mittags trat Brown mit seinen 9000 Mann den Rückzug an. — Am 15. Morgens streckte die sächsische Armee als Kriegsgefangene das Gewehr. Die erste menschenfreundliche Sorge der Preußen war, unter die Verschmachteten, die aus Reih und Glied nach Brod und Wasser schrieen, Mundportionen austheilen zu lassen. — Die Sachsen zählten noch 15,000 Mann. Bekannt sind die harten Bedingungen, welche Friedrich II. der gefangenen Armee auflegte. Die Officiere wurden auf ihr Ehrenwort, nicht gegen Preußen dienen zu wollen, entlassen. Die Unterofficiere und Soldaten aber mußten in preußische Dienste treten — mußten nach abgegebenen Waffen den Eid der

Treue gegen der König von Preußen leisten. Eine schauderhaft rührende Scene: weinend und fluchend, manche wie Rasende sich geberdend, sprachen diese treuen Soldaten den gezwungenen Eid — und Gemeine und Officiere der Preußen in großer Zahl äußerten ihnen theilnehmend ihr inniges Mitleid, ihre Achtung für ihr hartes Geschick. — Die Cavallerie wurde einzeln unter die preußischen Cavallerieregimenter gesteckt; die Infanterie ließ Friedrich beisammen, formirte sie in eigene Regimenter und gab diesen preußische Officiere.

Dieser Schritt Friedrichs, um den so viel in alter und neuer Zeit hin und her gestritten wurde, erfordert auch von uns einige Beachtung, und wir wollen diesen mehr politischen Act zuerst abfertigen, um dann über Mehreres des letzt Erzählten wichtige rein militärische Betrachtungen anzustellen.

Diejenigen, die Friedrichs Verhalten als eine That des baaren Despotismus, als eine unbedachte dabei, tadeln, sollten sich wohl die Frage vorhalten: Welche andere Wahl hatte Friedrich außer diesem Schritt? Die andere wäre gewesen, die Sachsen zu Kriegsgefangenen zu machen, und sie nach dem völkerrechtlichen Modus zu behandeln, wie man Gefangene behandelt, die man später austauschen will. Aber welche Last hätte sich nun Friedrich aufgeladen, wenn er 15,000 Mann in dieser Weise hätte füttern, wärmen, bekleiden, bewachen wollen — und wie wichtig mußte ihm nach damaligen Verhältnissen, die wir schon kennen, eine Vermehrung seiner Armee um 15,000 Soldaten sein?! — Man muß dabei ferner bedenken, daß Friedrich manche Gründe hatte zu glauben, die Gewalt, die hier den Sachsen geschehe, sei nicht so eigentlich ein innerer Zwang. Die Sachsen, Protestanten, was damals fast so viel galt, wie unser heutiges „liberal," sollten ihm, einem protestantischen Fürsten, ihm, dem gekrönten Vorkämpfer des Lichtes und der Aufklärung, gehorchen; ihre bisherige Treue hatte einem

catholischen Regentenhause, dessen Glieder aus Ueppigkeit und Schwäche das Land aussogen, gegolten. Die Sachsen, brave Soldaten, schlossen sich, indem sie seinen Fahnen folgten, dem Ruhm des ersten Feldherrn seiner Zeit an. Ein halbes Seculum später sind Bürger von Stämmen, die von den Franzosen unterworfen worden waren, wie namentlich die Süddeutschen, dem Kaiser Napoleon mit Anhänglichkeit und Ergebung gefolgt, so lange es möglich war. — Zwar täuschte sich Friedrich wirklich insofern, als er später einen großen Theil dieser Mitstreiter nach und nach durch Desertion im Kleinen und im Großen, in ganzen Abtheilungen wieder verlor. Er mußte die Erfahrung machen, daß des Menschen Vorurtheile so stark sind als Vernunftgründe, oder vielmehr stärker, daß man sich um eine veraltete Vorstellung, für das Unglück, und wenn es auch solche trifft, die eigentlich nichts Gutes verdienen, so gut begeistern und mit hingebender Rührung interessiren kann, als für neue zeitgemäße Ideen. Friedrich glaubte den Sachsen die Gewalt des Bessern anzuthun. Diese Idee ist die Idee aller entschiedenen, selbstbegeisterten und mit Macht begabten Neuerer. In ähnlichem Sinn hat nachher die Revolution allen andern Völkern die republikanische Freiheit aufgezwungen, hat Napoleon den Spaniern eine freisinnige Constitution befohlen. Und so bleibt denn an Friedrichs Benehmen, nach Abzug dessen, wozu ihn die Noth mit Gewalt trieb, nur das übrig, was er mit neuern Erscheinungen der jungen Zeit theilt und der Vorwurf wäre wenigstens ungerecht, daß er wie ein Tyrann nach alter Art gehandelt habe.

Himmel und Erde, alle Umstände hatten sich gegen die Sachsen und Oesterreicher, als das Lager bei Pirna verlassen werden sollte, im Verein verschworen. Das Gefühl wird so stark durch ihre Noth angesprochen, daß die Critik einen Augenblick schweigt und sich hütet, nach ihrer kalten Art da gleich vorzutreten und sich auf das Richtertribunal

zu setzen. Aber ausbleiben darf sie deswegen nicht, nur muß sie um so besser gerüstet sein. — Browns Persönlichkeit, sein Krankheitszustand, verdient besondere Berücksichtigung; seine Hingebung trotz Dem, das Zahlen mit seiner Person, hebt um so mehr über jeden Argwohn hinaus, daß sich persönlich eigennützige Gegengewichte an das Unternehmen zum Befreien der Sachsen angehängt hätten. Um so mehr aber läßt sich wohl mit Grund behaupten: es war der Mangel an richtigen strategischen Grundsätzen, es waren fehlerhafte Vorstellungen in jener Zeit, welche Brown bestimmten, zu demjenigen Schritte, der nun der höchst wichtige, entscheidende des ganzen Feldzugs von 1756 werden mußte, eine nicht größere numerische Truppenmacht als 9000 Mann aufzuwenden. Mitwirkend ist allerdings auch der österreichische Hofkriegsraths-Befehl, die Truppen der Armee so viel möglich zu schonen, — und dem wäre in der That Brown bei dieser Expedition nachlebender gewesen, als bei der Affaire von Lowosiz; denn von der Expedition nach Lichtenhain brachte er bei Kopf und Schwanz Alles wieder glücklich zurück in sein Lager bei Budin. Aber das eben zeigt ja, daß es der österreichische Feldherr mit dem Schonen nicht so ganz streng nahm. Zudem entsteht die Frage, ob er denn auf alle Fälle seine Streitkräfte besser gespart hätte, wenn er zu einer solchen Expedition nur 9000 Mann bestimmte? Zwar hat er sie, man kann wohl sagen zufällig, alle wieder beimgebracht, aber hätte er nicht wider seinen Willen mit ihnen von den Preußen und zwar durch weit überlegene Kräfte engagirt werden können, und so dahin kommen, eben weil er nur 9000 Mann hatte, eine Katastrophe zu erleben? — Zwei Hauptgedanken, oder vielmehr Vorstellungen, Vorurtheile der Zeit und des menschlichen Herzens haben Brown wesentlich hier bestimmt:

1) Ein zu geringes Anschlagen der Bedeutung der Zahl bei einer Truppenverwendung. Das kam vom Marschall

von Sachsen her. Die Phrase war Mode geworden: „nicht die Zahl giebt den Sieg,“ und diese Phrase hatte man noch so paraphrasirt und ausgesponnen und aufgestutzt, daß sie zuletzt hieß: „zum Siegen braucht man kleine Heere.“ Ja, man setzte eine gewisse Summe von 40—50,000 fest, als das Normalmaaß, womit ein rechter Feldherr Alles auf der Welt machen könne, während eine größere Zahl ihn hieran hindere, ihn nur geniere. Man übersah dabei das förmlich Lächerliche, daß eben damit doch nur auf einen Feldherrn von beschränktem Kopf gedeutet war, welcher nemlich keine sehr großen Massen zu führen verstehe. — Mit dieser Vorstellung hieng ferner eng zusammen das geringe Gewicht, das man unbewußt auf die wirklichen tactischen Entscheidungen legte. Der feine Kopf, der wahre General sollte der sein, der Alles nur mit dem Manövriren ausmachte. Nicht um den Feind zu schlagen, wollte man ihn täuschen, sondern um ihn zu täuschen, um gleichsam eine Comödie und zwar eine möglichst unschuldige mit ihm und zwischen ihm und sich selber zu spielen. Dazu braucht man nun freilich am Ende viel Lärm und Spectakel und wenig solide wirkliche Streitkräfte. — Diese Vorstellung hat nichts weniger als etwa mit dem Anfang des siebenjährigen Kriegs abgeschlossen; vielmehr zog sich der Trugschluß bis Tempelhof, bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts fort, ja spuckt heute noch in vielen Köpfen: es sei gut, wenig Truppen zu haben, weil die glänzendsten Schlachten der Welt mit sehr schwachen Kräften gegen ungeheure Uebermacht gewonnen worden seien *). Vorzüglich entwickelt

*) Man führte die der Griechen gegen die Perser, Carl des XII. gegen Peter, endlich namentlich einige der glänzendern Schlachten Friedrich II. an; man hätte — aber so gelehrt war damals Tempelhof noch nicht — auch einige der jetzt bekanntesten alten Schweizerschlachten mit nennen können.

Tempelhof diese logische Widersinnigkeit in seinem sonst so verdienstlichen Werke vom siebenjährigen Krieg.

Um so merkwürdiger aber, und um so mehr ein Beweis für die Schiefheit und Nichtigkeit jener Vorstellungen ist, daß eine andere, die im vollen Gegensatz mit dieser steht, eben damals auch galt, nemlich die Vorstellung des Deckens von irgend einer Gegend gegen irgend einen Feind, welcher in diese Gegend einrücken könnte und zwar des Deckens derselben mit angemessenen Streitkräften. Also — zum bloßen wirklichen Monstrirkrieg glaubte man adäquate Streitkräfte brauchen zu müssen, dagegen zu den wahren ernstlichen Erscheinungen bedurfte ein großer pfiffiger General nur einer Wachtparade! — Brown, als er nur 9000 Mann seinem Heer hinter der Eger entzog, wäre gar kein bedeutender Officier seiner Zeit gewesen, wenn er dabei nicht die kluge Reflexion angestellt hätte: „Böhmen muß gegen Friedrich gedeckt bleiben; deshalb darf die österreichische Armee, die dem König gegenüber steht, nicht zu sehr geschwächt werden.“

Mit den 9000, was hat nun aber Brown gethan? Er ist nur bis auf einen halben Marsch durchs Gebirg an die Elbe in der Gegend des Königssteins herangerückt, ängstlich stets um sich schauend, ob er nicht von den Preußen entdeckt, in Gefechte verwickelt werden könnte; er ist gerade so stark da erschienen, daß er durchaus nur die secundäre Rolle übernehmen, daß er nur den Sachsen sagen konnte, wie er gethan hat: „Kommt herüber, greift an; dann will ich, was ich vor mir finde, im Rücken angreifen.“ Da kommt denn

2) Das Vorurtheil des menschlichen Herzens. Brown nahm die Sache so, und Hunderte hätten es mit ihm so gemacht, als wäre sie ein reiner Act der Großmuth, ein Aufopfern in fremden Interessen, was natürlich immer nur bis zu einem gewissen Punkt reicht; ein Handbieten vom Ufer

herab; kein Hineinspringen ins Wasser. Brown sieht sich als den an, der hier nur die zweite Rolle zu spielen braucht; er meint, schon habe er eigentlich das Seinige beim Gefecht von Lowosiz gethan, nun sei es an den Sachsen das Ihrige zu thun, und zum Ueberfluß, als generoser Mann, wolle er da auch noch ein Weniges dabei sein. Aber wie groß war da sein Irrthum, wenn gleich wie natürlich! Sachsens militärische Sache war hier ganz Oesterreichs Sache, ja, um ein triviales, aber bezeichnendes Bild zu brauchen: wenn Friedrich den Sack, Sachsen schlug, so meinte er doch nur den Träger, Oesterreich. — Gieng die Katastrophe für die Sachsen übel aus, so war der Feldzug, der erste eines neuen Kriegs um Schlesien — und um mehr! — für Oesterreich übel ausgegangen, so fiel das ganze moralische Gewicht des errungenen strategischen Siegs in Friedrichs Waagschaale, so war Oesterreich im großen Nachtheil.

Diesen ächten vernünftigen Gesichtspunkt festhaltend, hätte nun Brown ganz anders raisonnirt, wenn er zwischen sich und den Sachsen verglich. Er hätte gefragt: Wer hat den schwerern Stand, die schlimmere Arbeit, die schwächern Kräfte? — die Sachsen. Sie sollen über einen Fluß im Angesicht des Feinds, der auf sie lauert, dem die Nähe der Oesterreicher vielleicht noch nicht bekannt ist. Und um nun diesem Urtheil gemäß sich zu verhalten — was hätte Brown thun sollen? Die Antwort ist so einfach als bestimmt: was er mit 9000 nicht wagen konnte, oder wenigstens mit Grund nicht wollte, das hätte er kühn mit 20,000 wagen dürfen, nemlich die Sachsen, nicht hinter der Thüre, außer dem Gesicht, außer jeder sichern Verbindung, erwarten, sondern die Thüre vor ihnen aufstoßen. Statt in Lichtenhain stehen zu bleiben, konnte er mit 20,000 Mann und in ziemlich großer Front vorwärts unmittelbar an die Elbe. Seine Gefechte wären da anfangs nur Versuchgefechte gewesen, aber es hätte sich bald gezeigt, daß der Versuch

gelungen wäre, daß die preußischen Streitkräfte hier nicht so bedeutend waren, um ihm als im Rücken angefallene Posten widerstehen zu können. Dann aber wäre jede augenblickliche Verständigung mit den Sachsen möglich, durch keine Zufälle mehr zu verhindern gewesen — und im schlimmsten Fall, d. h. wenn es den Sachsen auch so unmöglich geblieben sein würde, herüber zu kommen, war für die namhafte österreichische Armee nichts verloren; sie konnte ihren Rückzug so gut am 15. oder 16. antreten, als die 9000 den ihren am 14. Eher hätte Brown, wenn er am 11. unverzüglich angriff, und noch in der Nacht die Elbe erreichte, schon am 13. wieder abziehen können. Aber am 13. hätte er es dann vereinigt mit den Sachsen gethan, denen der Uebereilungsstreich des Schreckens schwerlich begegnet wäre, Angesichts der Oesterreicher die Brücke so schnell hinter sich abzubrechen.

Es ist nun Zeit von dem, was auf preußischer Seite während der Bewegungen und Märsche des Brown'schen Detaschementes geschah, zu sprechen, um noch näher das eben Auseinandergesetzte zu belegen. Da waren die Umstände dem Unternehmen der Oesterreicher und Sachsen, von Seiten der erstern im Großen begonnen (die Sachsen thaten was sie konnten), durchaus günstig. Erstlich wissen wir schon, daß der König erst zwei Tage nach dem Abmarsch der Brown'schen Colonne in seinem Lager bei Lowosiz dieses Unternehmen erfahren hatte, oder am 11., d. h. als Brown schon bei Lichtenhain ankam. Wenn wir nun allerdings annehmen müssen, daß wenn Brown mit 20,000 und mit Geschütz und Troß marschirt wäre, er länger gebraucht hätte, so dürfen wir doch von dem österreichischen Befehlshaber bei äußerster Anstrengung — und diese galt es hier, verlangen, daß er nicht weiter als vier Tage (die doppelte Zahl) zu diesen 12 Stunden Wegs brauchte. Und immer bleibt die Wahrscheinlichkeit, daß der König, wenn er über die Stärke

der aus dem Budiner Lager abgegangenen Colonne getäuscht worden wäre — was sehr leicht möglich — auch von sich aus keine andern Anstalten getroffen hätte, als er wirklich gethan hat. Man hat überhaupt Grund zu vermuthen, daß die Nachricht über das Bewegen einer feindlichen Abtheilung Elbabwärts auf dem rechten Ufer, aus der Gegend von Rumburg her gemeldet worden ist, also erst als Brown schon in die Nähe seines Objects kam, und nicht, daß der Abgang der Colonne aus dem Lager dem König von dorther unmittelbar bekannt wurde. — In jedem Fall hätte bei der Anwendung der gehörigen Vorsicht, Stille und Schnelligkeit der österreichische Feldmarschall es darauf ankommen lassen müssen, daß der König allzufrüh von diesem Unternehmen erfahre. — 20,000 Mann, haben wir gesagt, zog Brown aus dem Budiner Lager; so wären noch 16,000 dort geblieben: genug, um für die nächste Zeit einen forcirten Uebergang des Feinds über die Eger zu hindern, und genug, um dem Lager, sofern es eingesehen werden konnte, Leben und Regung in der Art zu lassen, daß der Abmarsch der Andern nicht fühlbar geworden wäre. — Der König brach am 13. mit 15 Schwadronen auf, also etwa mit 1500 Pferden, und ritt zurück nach Seidliz und Cotta zur großen Occupationsarmeee; also blieb er auf dem linken Ufer, und brachte überhaupt keine namhafte Vermehrung der dortigen Streitkräfte mit. — Noch wichtiger aber ist, wie es auf dem rechten Ufer aussah, als die Oesterreicher bei Lichtenhain ankamen. Am 11., ja noch am 12., befanden sich noch nicht 12 preußische Bataillone an den verschiedenen Punkten und Posten des Theils des rechten Ufers, welchen Brown durch seine Aufstellung in Lichtenhain berührte. Nächst bei Brown in Schandau standen sogar am 11. und bis zum 12. nur 3 Bataillone, deren Chef, als er etwas von hier anrückenden Feinden erfuhr, den Kopf verlor und dumme Befehle gab, die glücklicherweise für die

Preußen nicht gleich zur Ausführung kamen; diese unterblieb dann ganz, als am Morgen des 13. drei weitere Bataillone mit einem besonnenen Chef auf dem Platz anlangten. — Den ersten Fingerzeig, daß etwas gegen das rechte Ufer im Werk sei, hatten die Preußen hier am 11. erhalten, als in der Nacht die Versuche gemacht wurden, die hölzernen Pontons Elbaufwärts zu schaffen. Allein die Preußen konnten ihre Bewegungen, die auf der Peripherie eines großen Kreises, auf schwierigem Terrain, bei schlechtem Wetter, und endlich über die Elbe gemacht werden mußten, nicht so geschwind, wie eine Hand die andere ergreift, ausführen; sie brauchten auch Zeit und es ist zu vermuthen, daß erst in der Nacht vom 13. zum 14. namhafte Verstärkungen an den wichtigsten und bedrohtesten Punkten, wie z. B. bei Waltersdorf, Schandau ꝛc. eingetroffen sind. Vom 12. bis zum 14., während 48 Stunden, sind dagegen allem nach die Verhältnisse so gewesen, daß Brown, selbst nur mit seinen 9000 und ohne Artillerie wenigstens die vor ihm stehenden Abtheilungen schlagen, sie gegen die Elbe werfen, ihnen vielleicht selbst ihre Artillerie hätte nehmen können, — wenn wir gleich nicht behaupten wollen, daß er für das Weitere der ganzen Operation zur gründlichen Befreiung der Sachsen mit dieser Stärke auch nur annähernd stark genug gewesen wäre, nemlich stark genug um die geschwächte sächsische Armee mit der nöthigen Schnelligkeit aus dem Gebirg zu bringen. Kam er aber mit 20,000, so war er mit den Sachsen 35,000 Mann stark; das gesammte preußische Occupationsheer zählte nicht mehr, — und schwerlich sind überhaupt, als Alles auf dem rechten Ufer war, was man nur jedenfalls hinüberbringen wollte, und in der kurzen Zeit konnte, mehr als 20,000 Preußen dort versammelt gewesen, — so daß wenigstens für einige Zeit, wohl immer für 24 Stunden, die auf dem rechten Ufer vereinigte österreichisch-sächsische Armee das bedeutendste Uebergewicht gehabt hätte.

Nachher, wenn der König herbeigekommen wäre, würde zwar Browns Rücken leicht bedroht worden sein, falls er wieder auf Budin hätte marschiren wollen; allein Niemand zwang ihn nach Budin zu gehen, als etwa der Grundsatz: „Prag und Böhmen zu decken.“ Brown hätte sich schräg aus dem Gebirg über böhmisch Leipa gegen Königingrätz gezogen, wohin ihm Piccolomini eine starke Abtheilung entgegen geschickt haben würde. Ja, wenn wir die Carte ins Aug fassen, kommen wir selbst sehr einfach darauf, daß ein Theil der zur Befreiung der Sachsen abzuschickenden Armee von dem Piccolominischen Corps bei Königingrätz hätte gestellt werden können — wogegen nichts sprach als nur wiederum der leidige Grundsatz der Deckung, und der Deckung mit adäquaten Kräften, während nach den Theorien der nemlichen Zeit, bei den entscheidenden Schlägen, die Zahl in den Hintergrund tritt.

Militärgymnastik.

Die Helvetische Militärzeitschrift hat schon bei mehrern Gelegenheiten auf die Wichtigkeit einer Vorbereitung der Jugend in den Schulen durch das Turnen, für den Beruf der Vaterlandsvertheidigung, hingewiesen. Nun scheint ein geeigneter Zeitpunkt gekommen zu sein, um abermals ein ernstes Wort über diese wichtige Angelegenheit zu sprechen; denn während der militärisch-gymnastische Unterricht, der in Deutschland früher, als er mit deutschthümlich-burschenschaftlichen freisinnigen Tendenzen zugleich sich Anerkennung ver-